

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 208 (1935)

Artikel: Das Leben schreibt eine Kriminalgroteske
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schwester im Halbdunkel rührte sich nicht. Er zog etwas unter dem Kopfkissen hervor. Es war die weiße Nelke, die ihm die fremde Dame heute früh gegeben hatte. Seine Hände spielten mit der Blume, die Finger tasteten daran herum, bogen die Blütenblättchen auseinander und zogen ein kleines zusammengerolltes Papierchen heraus. Er entfaltete es vorsichtig. Nur mühsam konnte er die winzige Schrift entziffern.

Er zerriß den Zettel in Atome, nahm ein Stückchen Papier von der Fahne der Medizinflasche, kritzelte ein paar Worte darauf und schob es wieder in die Blume hinein, die er in der Hand behielt. Bald kündeten tiefe Atemzüge, daß er eingeschlafen war.

Am nächsten Morgen kam die Gräfin mit einem großen Strauß roter Rosen ins Lazarett, und wieder schloß sich ihr die Schwester auf dem Rundgange an. Am Bett des Barons blieb sie stehen.

„Sie haben meine Nelke immer noch?“ fragte die Gräfin.

„Ja, gnädige Frau, ich habe sie treulich bewahrt.“

„Ach, sie ist welk und häßlich. Geben Sie sie mir wieder zur Erinnerung an dieses Lazarett, und nehmen Sie diese Rosen dafür!“ Sie legte den Strauß auf die Bettdecke und nahm die Nelke wieder an sich. Dann verabschiedete sie sich und verließ das Lazarett.

Wochen waren vergangen. Vor dem Chef des Geheimdienstes in Paris stand die Gräfin Natalie Solin. Mit strahlendem Lächeln zog sie die weiße Nelke hervor, die welk und trocken geworden war, und sagte: „Ich bin die Überbringerin einer wichtigen politischen Mitteilung von Nummer 16 im Gefangenenlazarett zu Rarmain.“

„Wie haben Sie es nur möglich gemacht, mit ihm in Verbindung zu treten?“

Triumphierend erzählte sie die Geschichte der weißen Nelke.

„Es geht doch nichts über die Schlaueit einer Frau“, lachte er und schälte das Zettelchen vorsichtig aus dem Kelche heraus.

Er trat ans Fenster, um die Schriftzeichen zu studieren. Zorn und Lachen stritten in seinem Gesicht. Endlich hielt er der Gräfin das Papier

hin: „Nennen Sie das eine wichtige politische Mitteilung?“

Entgeistert starrte die Gräfin auf die kurzen von feiner Frauenhand geschriebenen Zeilen:

„Ich will nicht, daß dem Lande etwas geschieht, in dem ich eine Heimat gefunden habe. Darum habe ich die Mitteilung des Barons Romont vernichtet. Ihm geschieht nichts, niemand hat etwas davon erfahren. — Schwester Anna.“

Die Gräfin sank in sich zusammen. „Ja,“ sagte der Chef beißend, „ich sagte es eben, es geht nichts über die Schlaueit einer Frau, es sei denn — die Schlaueit einer anderen!“

Das Leben schreibt eine Kriminalgroteske.

Eine phantastisch-tolle Geschichte ist dies, und sie ist von Anfang bis Ende wahr. In Batavia hat sie sich zugetragen.

Miß Evelyn Coventry steigt in einem Hotel ab. Evelyn ist blond, verwirrend schön und exzentrisch. Und reich — — —

Als Evelyn am Abend in Großaufmachung durch die Hotelbar rauscht, schließt der malaiische Mixer, den sonst nichts in der Welt ansieht, die Augen bis auf einen schmalen Spalt. Diese Frau ist wie eine Göttin und trägt den Schmuck einer Göttin.

Evelyn sieht das nicht. Evelyn achtet nicht auf die bewundernden Blicke der anderen Männer. Sie stolchert gelangweilt in einem Manhattan herum, nippt einen Roxy Flip und schlürft schließlich mit Andacht ein simples Glas Eiswasser. Dann wirft sie dem Mixer eine Zehnguldennote hin, übersieht das Kleingeld, das er herausgibt, und geht auf ihr Zimmer. Eine halbe Stunde später schläft Evelyn tief und fest. —

Eine schmale Gestalt schiebt sich lautlos in den Wohnsalon neben Evelyns Schlafgemach. In einem Peddigrohrsessel liegt, achtlos hineingeworfen, Evelyns winziges Handkofferchen. Die Gestalt hat es erspäht, huscht darauf zu, öffnet, greift hinein und läßt mit leisem Zittern kleine Kugeln durch die Finger gleiten.

Berlen sind es, wunderschöne, ebenmäßige Perlen, siebzehn Stück. Und der Schatten, der die Perlen in ein Beutelchen rollen läßt, ist der

malaiische Hausdiener, der am Nachmittag, als er Gepäck auf das Zimmer schaffte, in dem offenen Kofferchen die Perlen hat liegen sehen.

Lautlos, wie er gekommen, ist der Schatten mit seiner Beute zum Zimmer hinaus. Niemand hat etwas gesehen, niemand hat etwas bemerkt. — —

Mit den Perlen in der Tasche schlendert der Malaie ins Hafenviertel. Dort weiß er ein Lokal, in dem man solche Sachen, wie gestohlene Perlen, in Gulden umsetzen kann.

Der Brasilianer mit der blutroten Narbe quer über die Stirn ist an derartigen Geschäften stets interessiert. Prüfend betrachtet er den Raub des Malaien und steckt ihn ohne weiteres in die Tasche. Dem Hausdiener schiebt er ein paar Banknoten hin. Fertig, abgemacht!

Wie betäubt steht der Malaie da. Ein schlechtes Geschäft! Aber den Brasilianer zur Rede stellen? Er schielt zu dem vierschrötigen Kerl hinüber, der ihn gar nicht mehr beachtet und unbekümmert mit einem Mädchen nach der wieder einsetzenden Musik tanzt. Gewalt hilft da nichts, aber List — — —.

Der Brasilianer spürt es nicht, wie während des Tanzes sich eine Hand in seine Tasche stiehlt. Aber daß die Perlen verschwunden sind, das bemerkt er, als der Tanz vorbei ist. Wütend stürzt er sich auf das unschuldige Mädchen, mit dem er getanzt hat. Die nervigen Fäuste einiger Matrosen reißen den Raufbold zurück, ehe es ein Unglück gegeben hat. In hohem Bogen fliegt der Brasilianer aus dem Lokal, in dem der Betrieb unbekümmert weitergeht.

Die kleine Szene — —? Pah, alltäglich, so etwas! — —

Durch die dunklen, engen Gassen ist der malaiische Hausdiener gerannt. Jetzt bleibt er mit keuchendem Atem stehen. Der zweite Griff nach den Perlen ist auch gelungen. Er hat die Perlen wieder, und den schäbigen Kaufpreis dazu.

Aufatmend will er seinen Weg fortsetzen, da stockt sein Fuß. Und ehe der Malaie recht weiß, wie ihm geschieht, hängt ihm ein Chineser an der Gurgel, und ein zweiter springt ihn von hinten an. Die beiden Söhne des Himmels haben in dem Tanzlokal den Taschendiebstahl beobachtet. Sie haben es verschmäht, den Brasilianer darauf

aufmerksam zu machen, sie sind lieber sofort hinter dem Malaien her, um sich selbst den Raub anzueignen.

Der Hausdiener kämpft mit Verzweiflung, aber gegen die beiden Gegner ist er zu schwach. Seine Kräfte erlahmen mehr und mehr, da nähern sich langsam harte Schritte. Die Chinesen horchen auf und flüchten. Im selben Augenblick biegt eine Polizeipatrouille um die Ecke.

Die Polizisten finden den Malaien bewußtlos und blutend auf der Erde liegen. Sie nehmen ihn auf und schleppen ihn ins Wachtlokal. Der Polizeiarzt kommt und untersucht zunächst die Kopfwunden. Und da fällt leise flirrend ein kleines Beutelchen zur Erde. Der schlaue Hausdiener hatte seinen gefahrvoll zum zweiten Male geretteten Raub hierin versteckt.

Der Polizeiarzt hebt das Beutelchen auf und sieht die Perlen. Der wachhabende Offizier lächelt. Er weiß Bescheid. Und als der Malaie nach kurzer Zeit die Augen aufschlägt, nimmt man ihn ins Verhör. Er gesteht alles und kann gleich auf der Wache bleiben. — —

Es ist 7 Uhr früh. Helles Tageslicht flutet in das Zimmer. Die blonde Evelyn wacht auf, streckt wohlighausgeschlafen die Arme und tastet zu dem Haustelephon neben dem Bett.

Ob das Badezimmer in Ordnung sei? Aber gewiß, Mylady.

In dem kleinen Wohnsalon liegt neben dem Peddicrohrsessel mit dem unordentlich darauf geworfenen winzigen Kofferchen auf dem Tisch ein kleiner Beutel.

Siebzehn Perlen sind von einem aufregenden Nachtbummel zurückgekehrt.

Vom Glücklichein.

Von Adolf Däster, Marau.

Wer von uns allen möchte nicht glücklich sein? Mögen die Zeiten kommen und gehen, mögen Stürme über die Welt dahinbrausen und sie in Trümmer schlagen, eines begräbt der Mensch nicht unter ihnen: sein persönliches Glücksverlangen.

Wir Menschen sind in unserm Meinen und Glauben, unsern Ansichten und Richtungen, in